Niederdeutsches Heimatblatt

Nr. 10. Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung". 1925.

Uebereilte Auswanderung.

Ein Zweig, ein Blatt, ein Käferlein,
Ein Fünkchen goldner Sonnenschein —
Behaglich eine kleine Welt.
Da geht ein Windhauch über's Feld
Und schüttelt das Blatt und rüttelt am Zweig,
Hat's Käferlein sogleich
Die Flügel gereckt
Und ist erschreckt
Im weiten Bogen
In's Ungewisse hinausgeflogen,
Und war doch alles hinterher —
Der Zweig, das Blatt, der Sonnenschein
Als ob ein Wind gar nie gewesen wär.
Nur fort das dumme Käferlein.

August Lähn.

Der Entstehungsort des Weserliedes.

Von **Reinhold Börner** (Rinteln).

(Nachdruck verboten.)

Bekanntlich erheben zahlreiche Weserorte Anspruch auf das vielgesungene, weltbekannte Weserlied. Wie im Altertum sieben Städte um die Ehre stritten, die Wiege des göttlichen Homeros in ihren Mauern gehabt zu haben, schreibt Dr. Hans Freytag in seiner Abhandlung „Das Weserlied von Dingelstedt", so glaubt sich fast jeder von Fremden besuchte Ort an der Weser zu der Behauptung berechtigt, daß Dingelstedt gerade in seiner Nähe so manches liebe Mal mit seiner Laute gesessen habe. Seit Erscheinen der Freytag'schen Schrift anläßlich der Rinteler Feier des 100. Geburtstages Dingelstedts ist es in dem merkwürdigen Streit um den Entstehungsort des Weserliedes stiller geworden. Freytag hat durch die Veröffentlichung des Briefwechsels Dingelstedts mit seinem Freund Julius Hartmann, der später Oberlehrer in Fulda und Rinteln war, nachgewiesen, daß kaum ein Zweifel bestehen kann, daß Dingelstedt das Weserlied im Juli 1835 bei einem Besuch in seiner Heimatstadt Rinteln gedichtet hat. Dingelstedts Jugendliebe, Auguste Dunker, hatte ihm während seiner achttägigen Anwesenheit in Rinteln eine schwere Enttäuschung bereitet. „Hole sie der Teufel", so schreibt er an Hartmann, „wenn sie mich bloß necken und reizen will. Wenn sie aber nur durch dumme Redensarten anderer Leute und durch eine seltsame Furcht vor meinem sogen. Spott oder meiner Herzens-Malice von mir entfernt wird, wenn sie mich lieb hat so recht von innen, recht weiblich und treu und rein und nur nicht glauben will, was ich ihr sage — nun dann hole der Teufel sie und mich und die ganze Welt!" Vergleiche das Weserlied, besonders die letzte Strophe in der ursprünglichen Fassung:

Die süßen Gestalten sind all' zerstreut,
Der Himmel beengt und trübe, —
Fahr wohl, fahr wohl, du selige Zeit,
Fahr wohl du närrische Liebe!

In einer späteren Fassung lauten die beiden Schlußzeilen:

Fahrt wohl, ihr Engel der kindlichen Zeit,
Du auch, du verteufelte Liebe!

Dingelstedt sah Auguste Dunker das letzte Mal am Tage vor seiner Wiederabreise. „Eine schöne Sommernacht", schreibt er, „in der eine Winterszene aufgeführt wurde. Ich war sehr lustig bis daß sie traurig wurde, dann wurd' ich wieder traurig und so ging's in einem fort, bis ich fortging." Freytag glaubt, und das wohl mit Recht, daß das Weserlied der Ausdruck dieser Hoffnungen und Träume, dieser Enttäuschungen und Verwünschungen ist. Auch die Tatsache läßt sich nicht übersehen, daß das Weserlied schon vor dem 10. Oktober 1835 gedruckt war und daß Rinteln der einzige Ort ist, über dem Dingelstedt bis dahin manches liebe Mal mit seiner Laute hat sitzen und ins Wesertal hinunterblicken können. Im Streite um die Oertlichkeit, der das Gedicht zuzuweisen ist, spielt „das ferne Wehr" eine große Rolle. Freytag, der sich eingehend auch mit dieser Frage beschäftigt und darauf hinweist, daß Dingelstedt 1858 die Worte vom Brausen des fernen Wehrs gestrichen hat, schreibt: „Bei Rinteln gibt es kein Wehr, das Hameler Wehr aber kann man bei Rinteln weder sehen noch hören." Auch Dr. Dieckhoff sagt in seinem Führer durch das Oberwesergebiet, „die in Rinteln noch lebende mündliche Ueberlieferung, daß er es in Todenmann (Gasthaus Reese bei Rinteln) gedichtet habe, würde niemand anfechten, wenn nicht „unten das ferne Wehr brauste", das es in Rinteln nicht gibt und nie gegeben hat."

Ein Weserwehr gibt es in Rinteln allerdings nicht, das ist richtig. Aber eine halbe Stunde von Rinteln liegt das Wehr der Exter, die in Rinteln in die Weser mündet. Dingelstedt, der in Rinteln seine Jugendjahre verlebt hatte, kannte selbstverständlich das Extener Wehr. Da er in seinem Briefwechsel mit Hartmann von einer Landpartie auf den „Nottberg" und vom „Kehl" spricht, beide dicht bei Exten gelegen, so besteht die größte Wahrscheinlichkeit daß er auch während seines damaligen Aufenthaltes in Exten war, und daß irgendeine Erinnerung ihn mit dem „fernen" Extener Wehr verknüpfte. In dieser Annahme wird man um so mehr bestärkt, wenn man sich vergegenwärtigt, daß Dingelstedt vom Gasthaus Reese aus nicht nur die Weser und Rinteln, sondern auch das ebenfalls an der Weser liegende Exten mit dem Kehl und Nottberg vor Augen hatte.

Daß Dingelstedt tatsächlich das Weserlied im Gasthaus Reese bei Rinteln gedichtet hat und deshalb mit dem fernen Wehr auch nur das Exterwehr gemeint haben kann, geht aus den folgenden neueren Feststellungen hervor: Herr Reese, ein Sohn des damaligen Besitzers des Gasthauses, entsinnt sich noch genau, daß in eine Fensterscheibe des der Weser zugelegenen Schlafzimmers die Zeilen eingeritzt waren: „Hier hab' ich so manches liebe Mal mit meiner Laute gesessen." Neben dem Worte „Laute" war ferner das Bild eines kleinen Schnapsglases in die Scheibe gekritzelt. Herr Reese, der damals noch ein kleiner Junge war, weiß auch noch, daß die Fensterscheibe gelegentlich einer Festlichkeit zertrümmert wurde. Da auch das Gedicht damals noch nicht vertont war, man auch nicht ahnte, welche Bedeutung es später erlangen sollte, erscheint es verständlich, daß man keinen Versuch machte, die zerbrochene Fensterscheibe zu erhalten. Diese Tatsache hat dann dazu geführt, daß die Existenz der Fensterscheibe mit dem von Dingelstedt eingeritzten Anfangszeilen seines Weserliedes überhaupt bezweifelt wurde, obgleich Herr Reese die Scheibe noch selbst gesehen und aus dem Munde seines Vaters gehört hat, daß Dingelstedt die beiden Zeilen bei einem Besuch in dem ihm aus seiner Jugendzeit vertrauten Hause mit einem Schaumburger Diamanten eingeschnitten hatte.

Erfreulicherweise haben sich für die Darstellung des Herrn Reese noch zwei Zeugen gefunden, die jeden Zweifel zu beseitigen in der Lage sind. Der hochbetagt in Marburg lebende Herr Oberbürgermeister Geheimrat Dr. Schüler, der in Rinteln seine Jugendjahre verlebte und das hiesige Gymnasium besuchte, teilt dem Schreiber dieser Zeilen unter dem 13. März 1925 mit, daß auch er die umstrittene Fensterscheibe noch gesehen hat. Von ihm erfahren

wir auch, welche Bewandtnis es mit dem neben dem Worte „Laute“ eingeritzten Schnapsglas hatte. Er schreibt u. a.:

„Mein Vater wurde 1839 nach Rinteln versetzt. Unsere Wohnung lag an der Ritterstraße unweit der des außergewöhnlich großen Klostervogts Dingelstedt, des Vaters des noch größeren Franz Dingelstedt. Letzterer kam öfter zum Besuch seines Vaters nach Rinteln, einmal mit Geibel und Freiligrath, alle drei in griechischer Nationaltracht. Ein anderes Mal besuchte er Rinteln in Begleitung seiner Gattin, der Opernsängerin Jenny Lutzer. Schon damals war das am Fuße des Papenbrinks gelegene Gasthaus der „Tante Reese“ von Rinteln aus, insbesondere von den Beamtenfamilien, die dort eine Tasse Kaffee tranken, und von den Gymnasiasten, die die Kegelbahn in Beschlag nahmen, viel besucht. Zu letzteren gehörte auch ich von 1846 bis 1855. Bei ungünstigem Wetter versammelten wir uns in dem damals noch ungeteilten Saal. In der unteren Fensterscheibe des der Eingangstür gegenübergelegenen Fensters waren die Worte mit Hilfe eines Schaumburger Diamanten (die oberhalb Hohenrode im Taubenberg gefunden werden und von uns Jungen dazu mißbraucht wurden, die Fensterscheiben zu verkritzeln) eingekritzelt: „Hier hab' ich so manches Mal mit meiner Laute gesessen.“ Links neben diesen Zeilen war das Bild eines Schnapsglases eingekritzelt. Diese Verschandelung des Fensters interessierte mich hauptsächlich aus dem Grunde, weil angeblich Franz Dingelstedt selbst den Vers und unser Lehrer der französischen Sprache, Dr. Lobe, der mit Dingelstedt verfeindet war, das Schnapsglas eingekritzelt hatten!“

Herr Geheimrat Dr. Schüler schildert dann noch näher das feindselige Verhältnis zwischen Dr. Lobe und Dingelstedt, der den ihm von Kassel her verhaßten Dr. Lobe in seinem Roman „Die neuen Argonauten“ (Fulda 1839) als „Dr. Lobbudel“ eine unrühmliche Rolle spielen läßt.

Die Existenz der Fensterscheibe ist bewiesen, aber die Urheberschaft Dingelstedts für die eingekritzelten Zeilen? Sie könnte vielleicht immer noch angezweifelt werden. Wir sind nunmehr aber in der Lage, auch noch Dingelstedt selbst zu Worte kommen zu lassen, um die letzten Zweifel zu zerstreuen. Vor einigen Monaten hörte Herr Studiendirektor Ande, der Direktor des Rinteler Hilo burg-Lyzeums, gelegentlich des Unterrichts von einer Schülerin, der Tochter des verstorbenen Landrats von Ditfurth-Dankersen, daß die in Dessau lebende Schwester ihres Vaters, Fräulein Else v. Ditfurth, Dingelstedt persönlich gekannt und aus seinem eigenen Munde erfahren habe, daß er das Weserlied in Rinteln gedichtet und die Anfangszeilen im Gasthaus Reese in eine Fensterscheibe eingekritzelt habe. Fräulein v. Ditfurth hat der Bitte ihrer Nichte, ihre Mitteilungen schriftlich zu bestätigen, sofort entsprochen. Sie berichtet in einem Briefe vom 15. 2. 1925 von einer Begegnung mit Dingelstedt in Norderney und schreibt darüber: „Aus den Unterhaltungen mit ihm weiß ich ganz genau, daß er das alte Gasthaus (Reese) in Todenmann als den Platz bezeichnete, wo er das Weserlied gedichtet habe. Er fragte, ob die Fensterscheibe noch existiere, in die er etwas eingeritzt hatte zur Erinnerung an einem späteren Besuch. Ich glaube, die Scheibe lebt noch mit „Hier hab' ich so manches liebe Mal mit meiner Laute gesessen.“ Dingelstedt war eine auffallend vornehme, stattliche Erscheinung; als er vor uns von Norderney abreiste, wo wir sehr viel zusammen waren dank seiner Anhänglichkeit an die alte Heimat, sagte er mir mit dem ganzen Pathos seines schönen Organs: „Wenn Sie heimkehren, grüßen Sie meine erste Liebe“ — ich sah ihn recht verblüfft an, denn ich ahnte ja nicht, wer seine erste Liebe war, da fing er an zu lachen und setzte hinzu: „Die Weser!“

Gagern in Bremerhaven (1849).

Von Dr. **Löhmann** (Bielefeld).

(Nachdruck verboten.)

Als im Mai 1849 der geist- und kraftvolle Präsident der Nationalversammlung Heinrich von Gagern eine Rundreise durch Norddeutschland unternahm, wurde dieser wegen seiner deutschen Politik gefeierte Staatsmann überall mit großen Ehren empfangen.

In Bremerhaven wurde er ebenfalls höchst ehrenvoll und herzlich aufgenommen. Hier zeigte es sich auch, welche hohe Achtung das Ausland damals vor diesem ausgezeichneten deutschen Manne besaß. Ein in den Tagen in Bremerhaven liegendes nordamerikanisches Kriegsschiff bereitete von Gagern einen glänzenden Empfang. Wir wollen die Schilderung dieses Empfanges die noch heute jeden Deutschen zu erfreuen vermag, nach einem alten zeitgenössischen Bericht hier wörtlich wiedergeben. Es heißt da:

Kapitän Paulding stellte Gagern und seinen Reisegefährten zwei Boote zur Verfügung, um sie an Bord seines Schiffes zu bringen. Hier wurde Gagern mit den höchsten Ehren empfangen, die ein Kriegsschiff erweisen kann. Alle Raaen waren bemannt, die Querstangen an den drei Masten, immer drei übereinander, waren mit mehr als 200 Matrosen in ihren Festkleidern, weißen Jacken mit einem schwarzen Herz auf der Brust, besetzt. Kapitän Paulding und seine Offiziere empfingen Gagern und seine Begleiter an der Treppe. Auf dem Verdeck standen die Marinesoldaten in Reihe und Glied und die Matrosen in Gruppen (die verschiedensten Typen, von dem jungen Milch- und Blutgesicht mit blonden Haaren bis zum wolligen Negerkopf.) Die Musik spielte und die Kanonen donnerten einundzwanzig Salutschüsse. Darauf wurde den Gästen das ganze Schiff gezeigt, und Kapitän Paulding ließ es manövrieren. Auf einen Pfiff stürzten Scharen von Matrosen in den Raum, an die Kanonen, zuerst etwa sechs Mann an jede, welche den Geschützen die Bande lösten und sie in beweglichen, kampffertigen Stand setzten. Dann wurde geladen, gefeuert; immer mehr Leute kamen hinzu, sowie der dargestellte Kampf hitziger wurde. Es war ein unbeschreibliches Gewimmel in dem langen Raum. Zuletzt stand bei jeder Kanone die volle Bedienungsmannschaft. Auf dem obern Deck wurde ebenso manövriert: es war das stärkste Schlachtgewühl. — Nach einiger Dauer derselben wurde angenommen, ein feindliches Schiff wolle entern. „All hands!“ tönte der Kommandoruf, und alles mußte an die Kanonen, selbst die Musikanten. Die Soldaten feuerten ihre Gewehre ab und rückten dann an die bedrohte Stelle. Die Matrosen kamen mit Piken, Beilen und Säbeln, fließen und hieben gegen den fingierten Feind und kletterten dann zum Angriff auf die Brustwehr, um ihrerseits zu entern. Plötzlich ward angenommen, das Schiff brenne. Von jeder Kanone lief nun ein zum Löschen bestimmter Mann, holte seinen Eimer, die Löschmannschaft ordnete sich in Reihen und lief mit wunderbarer Schnelligkeit, das geschöpfte Seewasser zu dem bedrohten Punkt tragend. Das war der Gipfelpunkt des großartigen Schauspiels. Unter dem scheinbar wirren Getümmel die größte Ordnung, bei der schnellsten Bewegung die größte Stille. Kanonenfeuer, Enterangriff, Löschen, Gewehrfeuer, alles zugleich. Kein Laut, als das gräßliche Sprachrohr des Offiziers und das Schrillen der Pfeife. —

Als Gagern das Schiff verließ, waren wieder alle in Parade aufgestellt. Ein paar hundert Matrosen kletterten wie ein Ameisenhaufen auf die Raaen, die Offiziere geleiteten ihren Gast an die Treppe, und die Boote stießen unter dem Zurufe der Matrosen ab.

Hiermit schließt der Bericht von Gagerns Besuch in Bremerhaven, bei dem alle anderen Eindrücke hinter dieser lebhaft geschilderten Begrüßung durch den Nordamerikaner und das prächtig wiedergegebene Schiffsmanöver alten Stils zurückgetreten zu sein scheinen. Man merkt es der Darstellung an, daß dem Verfasser dabei die Begeisterung für die junge hoffnungsvolle deutsche Marine die Feder geführt, und daß er deren jammervolles Ende an der gleichen Stelle kaum drei Jahre später sicher noch nicht vorausgeahnt hat.

Die „Hindenburg“ in der niedersächsischen Geschichte.

Von **Erich Kinderbater** (Bremerhaven).

(Nachdruck verboten.)

Viel, unendlich viel ist in diesen Tagen über den Recken von Stahl und Eisen Paul Ludwig Hans Anton von Hindenburg, der am 2. Oktober 1847 in Posen das Licht der Welt erblickte und heute als größter Nationalheld Deutschlands und Reichspräsident des Deutschen Reiches gefeiert wird, geschrieben worden. Diese Zeilen jedoch sollen nicht dem gewaltigen Strategen selbst, der „Bismarcks Genius weiterspann, dem Helden, den die Not gebar“ gewidmet sein, wohl aber die „Hindenburg“, die einst in braunschweigischen Landen in der Nähe des Dorfes Badenhausen (Seesen) gelegen war, und die nicht der Stammsitz derer von Hindenburg ist, sondern nur den Vorzug der Namensübereinstimmung hat, aus dem tiefen Dunkel der Vergangenheit ans Licht ziehen.

Die Hindenburg lag nach Angaben von Knoll und Bode „Das Herzogtum Braunschweig“ auf einer gegen die Söse vorspringenden, mäßig hohen Kuppe des Papenberges bei Badenhausen, und nur noch wenige, kümmerliche Reste zeigen heute ihre Stätte. Längst ist sie kriegerischem Ansturme erlegen, und Schutt und Asche decken die historische Feste. In dem von Otto Schönermark herausgegebenen internationalen Büchlein „Die Wüstungen des Harzgebirges“ schreibt der Verfasssser nur:

„Hindenburg (Hünenburg) bei Badenhausen 1397 zerstört.“

Interessant ist jedenfalls die Vergquickung des Namens „Hindenburg“ mit „Hünenburg“. Jene gewaltigen Riesen grauer Vorzeit, die in den Hünengräbern den Schlaf vieler Jahrhunderte schlummern, oft versteckt in Moor und Heide gelegen und mit gewaltigen Findlingsblöcken gekennzeichnet, lassen interessante Parallelen zu. Wollen uns doch gewissermaßen die Hünen als ein typisches Vorbild unseres kraftstrotzenden Hindenburg, der an der Schwelle des Greisenalters mit ungebrochener Heldenkraft das Steuer der Regierung ergriff, erscheinen.

Eine solche Hünenburg befand sich auch unweit Schöningen bei dem Dorfe Watenstedt. Das war die Hünenburg des Elmes, und man findet noch heute auf einer Anhöhe die buschbewachsenen Trümmer dieser Stätte. Die Sage spann ihr liebliches Netz um diese Hünenstätte. Auch an der Weser in der Umgegend Holzmindens hatten einst mächtige Hünen und Riesen ihre Burgen. Nicht weit von dem Ebersteine liegen spärliche Reste der Hünenburg, auch Hünschenburg oder Hünenbrink genannt.

Doch zurück zu der Hindenburg bei Badenhausen! Zweimal

erwähnt Philipp Julius Rehtmeier in seiner „Braunschweigisch-Lüneburgischen Chronika oder historischen Beschreibung der durchlauchtigsten Herzogen zu Braunschweig und Lüneburg 1723" den Namen Hindenburg. Und das war in den Jahren 1365 und 1397.

Herzog Albrecht v. d. Salze, der 1344 zur Regierung kam und das Erbe der Edlen von Helden, die Burg Salze, übernahm, erhielt deshalb seinen Beinamen. Er war es, der durch den Landgrafen Friedrich von Thüringen mit Krieg überzogen wurde. Die Chronik schildert uns den Herzog Albrecht als äußerst kriegerisch und tollkühn. Er war ein „gewaltiger und geübter Krieges-Held, darum er dann auch stets wohlversuchte und in Kriegen, Scharmützeln, Schlachten und Stürmen wohlgeübte Leute zur Hand hatte, die sich einen sauren Wind oder einen unschlachtigen rauhen Strauch sobald und leichtlich nicht irren ließen" als willkommene Kampfgenossen und treuergebene Diener um sich hatte, auf die er sich verlassen konnte. Ein kühner, streitlustiger Herr war dieser Albrecht von der Salze, und ein solcher Herr mußte dem kriegerischen Adel zusagen, der ungern in das friedliche Treiben der Zeit blickte und nur im Kampfe eine ihm würdige Beschäftigung zu finden glaubte. Darum war das Schloß zum Salze auch nie leer von unternehmenden Männern, die fröhlich ihrem Herzoge in die Fehden folgten.

Und zu solchen streitbaren Leuten gehörten auch die niedersächsischen von der Hindenburg und andere Vasallen des Herzogs, der gar bald in einen ernsten Streit mit dem Landgrafen Friedrich von Thüringen verwickelt wurde. Bei den ritterlichen Streifzügen kam es ja leicht zu Grenzverletzungen, und naheliegendes thüringisches Gebiet wußte ein Lied von den Kämpfen zu singen. Zur Rechenschaft gezogen nahm Herzog Albrecht seine Krieger in Schutz, und als in dieser Beisprache seitens des Thüringer Landgrafen mit dem Kriege gedroht wurde, antwortete er kühn: „Ich werde meine Schlösser schon zu wahren, mein Land schon zu schützen wissen, und wenn es Landgrafen vom Himmel regnen sollte!"

Und der Krieg kam. Mehr denn 18 000 Gewaffnete, zu denen noch die Hälfte des Erzbischofs von Mainz stieß, der wegen der Beraubung des Eichsfeldes dem Herzog zürnte, rückten ins Land.

Die Stadt Eimbeck wurde belagert. Sie kaufte sich ab. Dann wurde Sturmzeug aller Art gegen die Burg Salze gerichtet. Friedrich von Thüringen versuchte vergeblich die Burg Salzderhelden, in der der Herzog seine Hofstatt aufgeschlagen hatte, zu erobern. Der Herzog besaß einen für damaligen Zeiten ungewöhnlichen, mächtigen Bundesgenossen, „klein zwar und unscheinbar, aber verderbensprühend und furchterregend" eine „bleierne Büchse", wie man zu damaliger Zeit die Kanonen nannte. Es ist wohl das erste Mal, daß man diese Feuerwaffen zur Verteidigung verwandte und der Chronist meldete:

„Diz war dy erste büchse, dy in dessin landin vernommen ward."

Während so Salzderhelden der Belagerung standhielt, fielen die Burgen der Bundesgenossen, die zu „Westerhof, Hindenburg, Windhausen, Pippinsburg, Clauenburg, Studtrode, Lechtenstein und Lindau" ihren „Unterschleif" hatten, dem mächtigen Landgrafen zum Opfer. Die Chronik meldet über den Einfall Friedrichs von Thüringen: „Er gewann ein Schloß nach dem andern, die wurden zerrisssen und zerbrochen, so die Hindenburg, Pippinsburg und Windhausen. Diese Bergschlösser haben zwischen Osterode und der Staufenburg gelegen und sind die „rudera" (Ueberreste) davon noch auf dasigen Bergen zu sehen." (Anno 1723.) Die Staufenburg, am westlichen Rande des herrlichen Harzes gelegen, war der einstmalige Lieblingssitz Heinrichs des Vogelstellers, und der Ort hat Anspruch darauf, der Schauplatz jener denkwürdigen Begebenheit zu sein, den die Sage bei der Ueberbringung der Kunde von der Wahl Heinrichs zum deutschen Kaiser als „Vogelherd" bezeichnet. Heißt doch noch heute eine Holzecke in unmittelbarer Nähe der „Heinrichswinkel", ein Berg nicht fern die Heinrichshöhe."

Am Streek.

(Nachdruck verboten.)

Kurz vor Oldendorf (bei Stubben) liegt ein Wald. Ein schmaler Bach, der Streek heißt, durchfließt ihn. Das Gehölz wird darum „Im Streek" genannt.

Im Bache liegen zerstreut große und kleine Steine. Auf ihnen wächst das kräftige Quellenmoos, das lang im Wasser flutet. Es galt in vergangenen Zeiten als Mittel gegen das Feuer und wurde daher (z. B. in Schweden) in die Ritzen der Schornsteine gestopft. Am Ufer des Baches, auf alten Baumstümpfen und am Fuße der Eichen prangen die frischgrünen Rasen des Sternmooses.

Morsche Stämme, von Moosen umsponnen, liegen auf dem Boden. Unter hohen Eichen wachsen Weiß- und Schwarzdorn, Hasel und Pfaffenhütlein.

Ein bunter Teppich von Frühlingsblumen bedeckt den weichen Grund. Fast alles, was der Lenz in den Wäldern unserer Heimat hervorzaubern kann, ist hier vertreten.

Am auffälligsten ist das kräftige Bingel- oder Merkur-Kraut. Große Flächen sind damit bedeckt und schimmern im frischen Grün. Die Pflanzen mit Stempelblüten tragen bereits rauhhaarige Früchte.

Der kleine Hahnenfuß, dessen Blüten so blank in die Frühlingswelt schauen, heißt Goldhahnenfuß. Seine Früchte sind hakenförmig gekrümmt und dadurch leicht kenntlich.

Die zarten Blüten des Sauerklees sehen aus dem fahlen Laub des Waldbodens nur eben hervor.

Den Waldbach umsäumt das freudig-grüne Scharbockskraut mit seinen glänzenden Blüten. Moschuskraut und Milzkraut haben sich ihm zugesellt. Zwischen ihnen steht vereinzelt ein seltenes Pflänzchen unserer engeren Heimat, der Goldstern.

Die Hainsimse, deren Blätter wintergrün sind, zeigt ihre unscheinbaren Lilienblüten.

Buschwindröschen und Veilchen schmücken den höheren Waldboden und vervollständigen das liebliche Frühlingsbild.

Heinrich Mahler.

Wieder um Elme (1485).

Von **Adolf Krönke** (Ringstedt).

(Nachdruck verboten.)

Der letzte des ruhmreichen Geschlechtes, Johann v. Elme, war gestorben. Es muß 1478 gewesen sein. Nur eine Tochter hinterließ er, die mit einem v. d. Lidt die Ehe eingegangen war. Der Majoratsherr dieser Familie war derzeit Cord van der Lidt, ein streitbarer Herr von altem Schrot und Korn. Der Tod Johanns kam den Bremern gelegen und gab ihnen Anlaß, endlich diesen Herd ewigen Zwistes und langer Fehden zu zerstören. Man faßte im Rat der Stadt den Entschluß, die weiten Lehnsgebiete dem Amte Bederkesa einzuverleiben. Geographisch wie auch verwaltungstechnisch lag die Tat gegeben nahe. Bildet doch die Umgegend Elmlohes mit der Bederkesas eine gemeinsame Landschaft ohne irgendwelche natürlichen Grenzen oder unterschiedliche Merkmale im Menschenschlag, Tier- und Pflanzenwelt. Saß doch auch seit 1380 in der Burg am See ein bremischer Amtmann. Da aber regte sich das wilde Blut in Cord van der Lidt. War er nicht der nächste Anwärter auf die andere Hälfte Elmes? Standen die beiden Geschlechter nicht seit undenklichen Zeiten in so naher Blutsverwandtschaft, daß man sie in den letzten Jahrzehnten nur immer nebeneinander kämpfen, wohnen und Frieden schließen sah? Nichts selbstverständlicher für ihn, als daß Elme an Lidt fiel.

Der Schreiber der „Leher Chronik" drückt die damalige öffentliche, d. h. bremisch eingestellte Meinung aus, wenn er berichtet: „Dat schloth vorrade Cordt van der Lidt dem herthoge van Lauenborch." Trotzdem schien den Bremern die Zeit des persönlichen Eingreifens noch nicht gekommen, vielleicht in der Hoffnung, daß der Lauenburger, durch Geldnot gezwungen, tätige Anteilnahme unterlasse und die nächstliegenden Gegner den widerspenstigen Cordt niederringen würden. In der Tat machten sie sich daran. Cordt, der dem Herzog für Waffenhilfe eine Besitzung im Lauenburgischen abtrat, bekam einige bewaffnete Knechte als Helfer. Sieben Jahre lang tollte die Fehde über die Elmer und Wurster Heide. Noch einmal lebte in dieser von der übrigen Kultur der Zeit unberührten Gegend das bezeichnende Leben des frühesten Mittelalters auf. Gleichsam als feierten die Ritter-, Stände- und Städtekämpfe des ausgehenden 14. Jahrhunderts hier ihre letzte Auferstehung. Ein tolles Treiben. Heute ein Ueberfall der Ritter in Wursten hinein. Waffen blitzen im Sonnenschein. Pflügende Bauern fliehen in langen Sätzen. Pferde und Gerät wandern in die offenen Tore der Burg. Morgen ein Vorstoß sich zusammenrottender Marschbewohner. Ein Suchen in Moor, Wald und Heide. Ein Irren, ein Groll, so heiß wie die Hölle. Doch meistens ein Luftstoß. Denn wo mochten sie lauern, die Handvoll der Lidt und Luneberge? Den dichten Haufen der Wurster anzugreifen, scheuten sie sich. Sie lagen im sichern Versteck. War doch unsere Geest damals ein großer Irr- und Wirrgarten mit wenigen Siedlungsflecken. Oder die Herren saßen in der Feste und verlachten schadenfroh die wütenden Bauern. Hierher wagten sie sich nicht. Ihnen fehlte das Belagerungsgerät. Sieben Jahre flackerte die Fehde. Zwar in den letzten drei Jahren vor 1485 zwang man die Ritter, ein wenig vorsichtiger zu sein. Die Leher hielten eine besondere Landsknechtsgarde, um ihr Dorf vor Ueberfällen von der Geest aus zu sichern. Irgend etwas Wesentliches war weder durch die treue Zusammenarbeit aller Wurster noch durch die hohen Unkosten der Leher für ihr kleines Söldnerheer erreicht. Bis endlich die Bremer Anlaß bekamen, selber einzugreifen, dem argen Spiel ein schnelles Ende zu bereiten — weil der Herzog von Lauenburg sich rührte.

Wir können kurz zusammenfassen, was v. d. Osten über den kühnen Zug des Jahres 1484 ausführlich in seinem Werke: „Geschichte des Landes Wursten" berichtet. Der Herzog unternimmt endlich den lang geplanten Kriegszug, um Wursten zu erwerben. Ueber Bederkesa, das ihm wegen eines Anteiles daran offen steht, eilt er ins ersehnte reiche Land, stößt aber auf vereinte Abwehr. Geschlagen zieht er sich auf Bederkesa zurück. Selbst hier besteht für ihn keine Sicherheit, die Wurster folgen auf dem Fuße. Nur dem schnellen Eingreifen getreuer Hadeler, die ihn nachts mit Kähnen aus der bedrohten Burg holen, verdankt er die Rettung.

Diese Ereignisse lassen die Bremer aufhorchen. Mit aller Macht rüsten sie, dem Geplänkel ein Ende für immer zu bereiten. Es ist keine Zeit mehr für fehdelustige Ritter. Mit Geschützen aller Art rückt man im Jahre 1485 vor die Burg. Die stille Elmerheide belebt sich. Lagerzelte wachsen aus dem Boden. Hier, zwischen Kührstedt und Elmlohe erhebt sich Zelt neben Zelt. Die

Wurster beziehen ein Lager für sich an gesondertem Ort. Auch da zeigen sie ihre bewußte Unabhängigkeit. Wohl Bremens Verbündete, nicht ihre Untergebenen. Frei nach allen Seiten. Ein stolzes Gefühl muß ihre Brust geschwellt haben, denn 1484 zeigten sie dem Lauenburger den Rückweg, 1485 liegen sie als gleichberechtigte Bundesgenossen mit der Stadt Bremen vor den Toren Elmes. Dreizehn Tage müht man sich ab Cordt und seine Kämpen zur Uebergabe zu zwingen. Tag um Tag ballern die „schweren" Geschütze aus nächster Nähe gegen die Mauern, in die Gebäude. Wohl war eine vortreffliche Schutzwehr vorhanden: zwei tiefe Gräben und ein kleines Moor ringsum würden jeden Angreifer, der mit alten Belagerungskünsten gekommen wäre, abhalten, wenn nicht der Hunger zur Ergebung gezwungen hätte. Nun aber die Bremer Geschütze brachten, mußte die alte Verteidigung dem neuen Angriff weichen. Nach 13 Tagen fiel die Burg. Man zerstörte sie wie etwa 100 Jahre vorher von Grund auf. Ein Bremer Geschichtsschreiber meldet, daß ein Sohn Cordts darüber dem Wahnsinn verfallen sei, ein anderer den Herzog beim Reichskammergericht verklagt habe um seines Gutes wegen, denn der Lauenburger blieb aus begreiflichen Gründen der Belagerung fern. Ob diese Angaben geschichtlich sind, ist mit Recht zu bezweifeln. Fest steht jedoch daß man sich in Bremen zum zweiten Male auf eine geänderte Behandlung der besiegten Ritter besann. Ein Sohn Cordts erhielt trotz aller Vergehen seines Vaters das gesamte Gut als Lehen. Den ursprünglichen Plan, die Hälfte des Besitzes zu Bederkesa zu schlagen, ließ man fallen. So gewann Bremen die v. d. Lidts aufs neue für sich gegen die Lauenburger.

Von den Steuerämtern.

Eine heitere Blütenlese von Hans Runge.

(Nachdruck verboten.)

„Eilt sehr!

„An das Umsatzsteuer Ampt, hier.

Schon voriges Jahr wollten Sie von mich Umsatzsteuer wegen verkaufte Weihnachtsbäume haben. Aber alle auf die freien Plätze verkauften Bäume sind frei von allen Abgaben. Das hat schon der alte Fritz bestimmt. Der war Leut-fehliger als Sie. Wenn Sie mich auch wieder der Vollzieher schicken. Ich bezahle keine. Kucken Sie man in Ihren Akten genau zu was der alte Fritz für ewige Zeiten gedruckt hat. Da können sie neuen auch nichts davon wischen, womit grüßt August Heynemeyer."

*

„P. P. P.

Als ich noch nicht gewußt habe, das für Wahrsagen auch Umsatz Steuer bezahlt werden, bitte ich zu entschuldigen. Anbei durch das Kind 12 Rentenmark. Das Geschäft ging schlecht vorichtes Monath.

Bitte schreibben sie es auch der Kleinen auf, ob Sie auch noch Luksus Steuer vorbringen muß.

Ergebenst Auguste Sink."

*

„Mitteilung für das Finanzamt vom Tischlermeister Hinzpeter.

Ich frage an, ob ich für die vom Finanzamt bestellten und gelieferten Bürotische und Stühle Umsatzsteuer zu entrichten habe? Zutreffensfalls wollen Sie die zwei Prozent auf beiliegender Rechnung einfach gleich noch draufschlagen und sofort abziehen. Ich verdiene so wie so nur wenig bei der Lieferung. Hinzpeter."

*

Sehr geehrtes Finanzamt!

Dem Finanzamt tun wir hiermit kund zu wissen: Im Kegelklub wird nicht umgesetzt, sondern umgeschmissen. Da das Umschmeißen nicht unter die Steuerparagraphen fällt, ist es mit verlangter Umsatzsteuer schlecht bestellt.

Im übrigen ist unser Klub „Morgenrot"
Finanziell schon mehr als tot,
Weil in der Kegelkasse schon seit langer Frist
Gewaltige Ebbe festzustellen ist.
„Geschoben" wird zwar bei uns sehr fleißig,
Mancher Kegelbruder brachte es sogar auf dreißig.
Doch bringt das Schieben bekanntlich nichts ein,
Und dennoch muß es verstanden sein.
Unser Kassierer zerbricht sich seit langem den Kopf,
Wie das Loch in der Kasse am besten er stopft,
Vielleicht geht das Finanzamt hierzuland
Mit gutem Rate ihm hierbei zur Hand!"

*

„An das Umsatzsteueramt, hiersebst.

Anbei Aufforderung zur Bezahlung von Umsatzsteuern zurück. Bei mir ist im 3. und 4. Quartal 1923 nichts umgesetzt worden. Der Laden steht leer, Ware ist nicht mehr vorhanden, und die Klappen sitzen vor den Scheiben. Ich werde auch noch leichtfertiger Weise doppelt in Ihren Listen geführt. Das bringt für Sie ganz gewiß nichts ein. Bloß wir Geschäftsleute müssen alle unnötigen Schreibereien wieder schwer bezahlen.

Im April ziehe ich nach Arkadien, vorausgesetzt, daß ich bis dahin noch nicht ganz „weggesteuert" bin.

Julius Eisenfresser."

*

„An das Luxussteueramt beim Finanzamt 1, hier.

Gege.: die mir zudiktierte „Strafe" von 170 Goldmark wegen angeblich hinterzogener Luxussteuer für ein verkauftes altes Klavier werde ich nicht bezahlen. Ich werde dagegen angehen bis zur höchsten Instanz und mich eventuell an den Reichskanzler wenden.

Ich erkläre: Das Klavier war nicht mein Eigentum, sondern gehörte meiner Schwester Euphocia Dasegreen, in deren Auftrag ich es verkaufte. Und die gibt nichts für Luxussteuer und Strafen aus, denn sie wohnt in Newyork, Piccadilly-Street 36. Sie haben es in Amerika Gott sei Dank noch nicht nötig!

Ergebendst! Frau Witwe Heidenbluth.

P.S. Der amerikanische Konsul ist auch noch da."

Spök an'n Haben.

Von Hans Friedrich Blunck.

(Aus den demnächst bei Georg Müller, München herauskommenden Gedichtssammlungen des Verfassers.

(Nachdruck verboten.)

Nacht ligt op't Land, boomstill un wied,
De Elw is möd un waundergries —
Maal gait een Newel öwert Flach,
Denn klukt un schülpert 't Water lies, —
Süns is alns still. Man bloos vun günt
De düstern Toorns vun Hamborg relt
Sik piel in Enn. Un ünnerhin
Is Lain un Licht, — de Newels trekt
Dat lücht, as leeg dor günt een Für
In alle Straaten, steeg un sack,
As brenn de Eer dör Daak un Damp, —
De Haben blenkt üm Steeg un Staak,
Un stigt wat op un glumpt un dropt
Un sakt weer daal. De Toorns de lacht
As weern se't wies. De Straaten glörnt.
Op Hamborg stait de bunte Nacht.

Bauernregeln auf den Monat Juni.

Der Juni macht Heu.

*

Juniregen bringt reichen Segen.

*

Wenn naß und kalt der Juni war,
Verdirbt er meist das ganze Jahr.

*

Brachmond machet uns bekannt,
Was die Schaf für Wolle hannt

*

Gibt's im Juni Donnerwetter,
Wird auch das Getreide fetter.

*

Juni trocken mehr als naß,
Füllt mit gutem Wein das Faß.

*

Springende Fische
Bringen Gewitterfrische.

*

Wenn im Juni Nordwind weht,
Kommt Gewitter oft recht spät.

*

Heller Medardustag
Stillet der Bauern Klag.

*

Juni kalt und naß,
Bringet keinem was.

*

Menschen und Juniwind
Beide ändern sich geschwind.

*

Bläst der Juni ins Donnerhorn,
Bläst er ins Land das beste Korn.

*

Juni hat die fruchtbarsten und lieblichsten Tage.

Verantwortlich Wilhelm Georg, Bremerhaven.